

JAMES COMEY

Größer als das Amt

Auf der Suche nach der Wahrheit –
DER EX-FBI-DIREKTOR KLAGT AN



DROEMER*

auf beiden Seiten des Atlantiks. Neu aufgenommenen Mitgliedern war es verboten, einen anderen *Made Man* – in Sizilien hieß er »Ehrenmann« – anzulügen, es sei denn, er sollte damit in den Tod gelockt werden. Ein schwerwiegendes »Es sei denn«. Ich habe einmal Francesco Marino Mannoia, einen sizilianischen Mafiakiller, der auch zum Zeugen geworden war, danach gefragt:

»Das heißt also, Franco, Sie können mir vertrauen, es sei denn, wir haben vor, Sie zu töten?«

»Ja«, meine Frage irritierte ihn, »*Made Men* dürfen nur über die wirklich wichtigen Sachen lügen.«

Leben im Lügengestrüpp. Ein Schweigekreis des Einverständnisses. Totale Kontrolle durch den Boss. Treueschwüre. Eine Weltanschauung nach dem Prinzip »Wir gegen die«. Kleine und große Lügen im Dienst eines verqueren Loyalitätskodex. Solche Regeln und Normen waren charakteristisch für die Mafia, aber ich sollte mich während meiner ganzen Laufbahn immer wieder wundern, wie oft sie auch anderswo galten.

Meine Anfangsjahre als Staatsanwalt, vor allem meine Rolle im Kampf gegen die Mafia, bestärkten mich in der Überzeugung, den richtigen Beruf gewählt zu haben. Die Juristerei war mir nicht in die Wiege gelegt worden. Aber letztlich entschloss ich mich zur juristischen Laufbahn, weil ich glaubte, dadurch anderen Menschen am besten helfen zu können, vor allem denen, die unter den Mächtigen zu leiden hatten, unter Verbrecherbossen und Tyrannen. Vielleicht war meine Entscheidung dafür unausweichlich, aber das war mir damals mit sechzehn nicht klar, als jemand mit der Pistole auf mich zielte. Eine Erfahrung, die mein Leben veränderte.

Der Mann mit der Pistole wusste nicht, dass ich an dem Abend zu Hause war. Er hatte durch ein Souterrainfenster beobachtet, wie sich meine Eltern von einer Gestalt verabschiedeten, die im flackernden Fernsehlicht auf dem Wohnzimmerboden lag. Vermutlich hatte er die Gestalt für meine Schwester Trish gehalten. Es war aber mein jüngerer Bruder Pete (Trish war nach den Herbstferien wieder ins College gefahren, und unser jüngster Bruder Chris war bei einem Pfadfindertreffen). Ein paar Minuten nachdem meine Eltern

davongefahren waren, trat der Mann die Tür unseres bescheidenen Bungalows ein und ging geradewegs nach unten.

Der Tag, der mein Leben veränderte, war der 28. Oktober 1977, ein Freitag. Die meisten Menschen in New York und Umgebung erlebten die Monate davor als den *Summer of Sam*, in Angst vor einem Serienmörder, der in der Stadt und den Vororten Pärchen in Autos überfiel. Für die Menschen im nördlichen New Jersey dagegen war es der Sommer - und Herbst - des *Ramsey Rapist*. Der Täter wurde so genannt wegen eines Dutzends Vergewaltigungen, die im Städtchen Ramsey begonnen hatten. Unser verschlafenes Städtchen Allendale lag gleich südlich davon.

Pete hörte schwere Schritte auf der knarrenden Treppe und ein leises Knurren von unserem Hund, sprang hoch und ging in Deckung. Aber der Einbrecher wusste, dass er da war. Er hielt die Pistole in seine Richtung und herrschte ihn an, er solle aus dem Versteck kommen. Dann fragte er, ob noch jemand im Haus war. Nein, log Pete.

Ich war damals im vierten Highschool-Jahr und ein Nerd, ich hatte kaum Freunde. Wie zum Beweis war ich an diesem Freitagabend zu Hause, um einen Text für die Schülerzeitung zu Ende zu schreiben. Es sollte eine brillante Satire werden, über coole Kids, Mobbing und den erdrückenden Gruppenzwang in der Highschool. Der Text war überfällig und noch nicht gerade brilliant, aber ich hatte an diesem Freitagabend nichts anderes vor. Also saß ich in meinem kleinen Zimmer am Schreibtisch und schrieb.

Unten im Keller zwang der Einbrecher Pete, ihm das Schlafzimmer zu zeigen. Kurz darauf hörte ich ihre Schritte, direkt vor meiner Tür gingen zwei Personen in Richtung des Elternschlafzimmers. Dann kamen andere Geräusche, der Wandschrank und die Kommode wurden auf- und zugemacht. Ärgerlich und neugierig stand ich auf und öffnete die Schiebetür zum Bad, das zwischen meinem Zimmer und dem meiner Eltern lag. Dort brannte helles Licht. Ich sah Pete auf einer Seite des Bettes liegen, mit dem Kopf in meine Richtung, aber fest geschlossenen Augen.

Ich ging hinein, sah nach rechts und versteinerte. Ein mittelalter, gedrungenener Mann mit Strickmütze und einer Pistole in der Hand starrte in den Kleiderschrank. Dann dehnte sich die Zeit, auf eine

Weise, wie ich es nie wieder erlebt habe. Zuerst sah ich gar nichts mehr, dann kam meine Sehkraft wieder, aber seltsam vernebelt, und mein ganzer Körper pulsierte, als wollte mir das Herz im Leibe zerspringen. Als der Mann mit der Pistole mich sah, lief er zu Pete, drückte ihm ein Knie in den Rücken und hielt dem Fünfzehnjährigen mit der linken Hand den Lauf seiner Waffe an den Kopf. Dann sah er mich an.

»Keine Bewegung, Kleiner, oder ich puste ihm das Hirn weg.«
Ich rührte mich nicht.

Der Pistolenmann fing an, Pete zu beschimpfen. »Hattest du nicht gesagt, hier ist sonst keiner im Haus?«

Dann ließ er von ihm ab und befahl mir, mich neben ihn aufs Bett zu legen. Er wollte wissen, wo Geld zu finden wäre. Ich erfuhr erst später, dass Pete die ganze Zeit Geld in der Hosentasche hatte und nicht hergab. Ich gab sofort alles her. Ich nannte jeden Fundort, der mir einfiel – Sparschweine, Portemonnaies, Münzen, die uns unsere Großeltern für Unternehmungen zugesteckt hatten, einfach alles. Mit meinen Informationen versehen, machte sich der Mann auf die Suche und ließ uns auf dem Bett liegen.

Kurze Zeit später war er wieder da, baute sich vor dem Bett auf und richtete seine Waffe auf uns. Ich weiß nicht, wie lange er auf uns zielte, ohne dass etwas zu hören war, aber der Moment war lang genug, um mich zu verändern. Ich war sicher, ich würde gleich sterben. Hoffnungslosigkeit, Panik und Angst schnürten mir die Luft ab. Ich fing an, stumm zu beten, in dem Bewusstsein, dass mein Leben gleich zu Ende sein würde. Im nächsten Moment wurde ich überschwemmt von einer seltsamen Kältewelle, und meine Angst war weg. Ich fing an, logisch zu denken, und überlegte, wenn er zuerst auf Pete schoss, würde ich eine Hechtrolle vom Bett machen und versuchen, ihm die Beine wegzureißen. Und dann redete ich los – genauer gesagt: Ich log los. Die Lügen sprudelten einfach heraus. Ich erzählte ihm, wir seien spinnefeind mit unseren Eltern, ja, wir hassten sie regelrecht, und es sei uns völlig egal, wenn er sie beklaute, wir würden niemandem sagen, dass er hier gewesen war. Ich log ihm die Hucke voll.

Der Pistolenmann befahl, ich solle den Mund halten, und wir sollten aufstehen. Dann schubste er uns über den engen Flur, hielt vor jedem

der anderen Zimmer und durchwühlte alle Schränke. Inzwischen glaubte ich zumindest phasenweise an ein Überleben und sah ihm immer wieder direkt ins Gesicht, um ihn später der Polizei beschreiben zu können. Und immer wieder ramnte er mir die Pistole in den Rücken und herrschte mich an, wegzugucken.

Wieder sprudelte ich los, beteuerte noch mal und noch mal, er könnte uns doch irgendwo einsperren, wir würden auch bestimmt da bleiben, und er könnte entkommen. Ich zerbrach mir den Kopf, wo im Haus ein passender Raum dafür war – einer, den man zuschließen konnte. Wider alle Vernunft schlug ich das Klo im Souterrain vor, das Fenster da sei klein und lasse sich nicht öffnen, weil mein Vater es winterfest gemacht habe. Das war nur die halbe Wahrheit: Er hatte den Rahmen mit Klarsichtfolie überklebt, damit es nicht so zog, aber es ging ganz einfach auf, man musste nur die untere Scheibe hochschieben.

Der Pistolenmann brachte uns nach unten, schubste uns ins Klo und sagte: »Ihr könnt Mommy und Daddy sagen, dass ihr artige kleine Jungs wart.« Dann verkeilte er die Tür von außen, damit wir nicht abhauen konnten.

Wir hörten die Garagentür auf- und wieder zugehen, als er sich davonmachte. Ich fing an zu schlottern, das Adrenalin ließ nach. Zitternd sah ich zu dem kleinen Fenster, und plötzlich tauchte sein Gesicht darin auf. Der Pistolenmann untersuchte das Fenster von außen. Ich schnappte nach Luft. Als das Gesicht wieder weg war, sagte ich zu Pete, wir sollten lieber hier abwarten, bis Mom und Dad wiederkamen. Pete sah das anders. »Du weißt doch, wer das ist. Der tut den nächsten Leuten was an. Wir müssen Hilfe holen.« Ich glaube, in meinem wackeligen Zustand war mir nicht wirklich klar, was Pete meinte oder wie der Abend hätte verlaufen können, wenn unsere neunzehnjährige Schwester Trish zu Hause gewesen wäre.

Ich war trotzdem dagegen. Ich hatte Angst. Pete stritt noch kurz mit mir, dann sagte er, er werde jetzt gehen. Er zog die Plastikfolie ab, drehte den halbmondförmigen Riegel und schob das Fenster auf. Dann schwang er sich mit den Füßen voran in den Garten. Wahrscheinlich waren es nur ein, zwei Sekunden, aber in meiner Erinnerung stand ich ewig lange vor dem offenen Fensterchen und der Dunkelheit dahinter

und grübelte. Sollte ich hierbleiben oder Pete folgen? Dann schwang auch ich die Beine aus dem Fenster. Genau in dem Moment, als meine nackten Füße auf dem kalten Boden im Garten meiner Mutter auftrafen, hörte ich den Pistolenmann brüllen. Ich warf mich auf Hände und Knie und krabbelte wie wild ins dichte Gebüsch hinter unserem Haus. Er hatte Pete erwischt und schrie jetzt in meine Richtung: »Komm da raus, du Knirps, oder deinem Bruder passiert was.« Ich kroch hervor, und der Mann beschimpfte mich, weil ich ihn angelogen hatte. Mir fiel spontan eine andere Lüge ein: »Wir gehen sofort wieder rein«, sagte ich und wollte auf das Klofenster zugehen.

»Zu spät«, sagte er, »an den Zaun.«

Zum zweiten Mal an diesem Abend dachte ich, ich würde sterben. Bis ich hörte, dass Sundance in unseren Garten gesprungen kam, der riesige sibirische Husky unseres Nachbarn, mitsamt seinem Herrchen Steve Murray, unserem Deutschlehrer und Footballtrainer an der Highschool.

Die nächsten Sekunden sind wieder vernebelt in meiner Erinnerung. Ich weiß noch, dass Pete und ich von dem Pistolenmann weg und ins Haus rannten, dicht gefolgt von Coach Murray, und wie hinter uns die Tür zuknallte. Wir schlossen sie ab. Der Pistolenmann war noch draußen und versetzte jetzt Coach Murrays Frau und seine Mutter, die wegen des Tumults bei uns aus dem Haus gekommen waren, in Angst und Schrecken. Noch heute, Jahrzehnte später, quälen mich heftige Schuldgefühle deshalb.

Pete und ich rannten nach oben, machten überall das Licht aus und bewaffneten uns. Ich hatte ein langes Schlachtermesser. Damals gab es bei uns noch keine Polizei-Notrufnummer, also rief ich das Fernamt an und ließ mich mit der Polizei verbinden. Der Telefonist sagte immer wieder, ich solle mich beruhigen. Ich erklärte ihm, ich könne mich nicht beruhigen, ein Mann mit einer Pistole sei vor unserem Haus, der würde gleich wieder reinkommen, wir brauchten jetzt sofort Hilfe. Dann warteten wir im Dunkeln hinter der Haustür und diskutierten, ob wir den Pistolenmann selbst angreifen sollten. Endlich tauchte ein Polizeiwagen vor dem Haus auf. Wir blinkten mit der Außenbeleuchtung, und der Wagen hielt. Wir rissen die Haustür auf und rannten hin, ich barfuß, mit dem Schlachtermesser in der Hand.